

SCHWERPUNKT:
DER ERSTE WELTKRIEG – REGIONALE PERSPEKTIVEN

DER ERSTE WELTKRIEG – REGIONALE PERSPEKTIVEN IM
EUROPÄISCHEN KONTEXT.

Einführende Bemerkungen

Sönke Neitzel

So viel Erster Weltkrieg war nie. Das Interesse an diesem Ereignis war 2014 überwältigend – und zwar auf allen Ebenen. Nicht nur in den Medien, auch in Bildungs- und Forschungseinrichtungen wie Universitäten oder Schulen, in den Museen und nicht zuletzt in der Politik bis hinauf zum Bundespräsidenten. Es war eine sich selbst verstärkende Welle, die erst am Ende des Jahres abebbte.

Historiker können sicher froh über so viel öffentliche Aufmerksamkeit sein. Freilich ist danach zu fragen, was am Ende an neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen übrig bleibt. Christopher Clark legte mit seinem Bestseller „Sleepwalkers“¹ sicher die bedeutendste und vor allem die am meisten diskutierte Publikation vor, mit der er die alte Diskussion um den Ausbruch des Ersten Weltkrieges neu entfachte. Er verhalf dabei auch den Forschungsergebnissen etlicher jüngerer deutscher Historiker zu mehr Aufmerksamkeit. Die Debatte bot somit nicht nur alten Wein in neuen Schläuchen. Sie verhalf durch die dezidierte Ausweitung des Blicks auf die internationale Ebene zumindest dem deutschen Diskurs zu einer neuen Perspektive.² So wichtig und interessant ein frischer Blick auf den Kriegsausbruch war, so erfreulich ist es, dass es dabei nicht blieb und sich der Blick auch auf eine Vielzahl andere wichtige Themen richtete. Neben den globalen fanden nun erstmals auch die regionalen Perspektiven des Ersten Weltkrieges ein

- 1 Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe went to war in 1914*, London 2012, deutsch München 2013.
- 2 Vgl. hierzu den Literaturbericht von Sönke Neitzel, Der Erste Weltkrieg und keine Ende, in: *Historische Zeitschrift*, 301/2015, 121–148. Andere Akzente setzt Michael Epkenhans, Der Erste Weltkrieg – Jahrestagsgedenken, neue Forschungen und Debatten einhundert Jahre nach seinem Beginn, in: *VFZG* 63/2015 2, 135–165.

größeres Interesse.³ Und dies mit Recht. Denn unterhalb der Nationalstaaten gab es eine Vielzahl von unterschiedlichen sinnstiftenden Räumen, seien es Teilstaaten, Provinzen oder Landschaften, die für das differenzierte Verständnis des Ersten Weltkrieges von großer Bedeutung sind. Man denke hier nur an die Vielfalt des Deutschen Reiches: Politisch reicht der Bogen von den süddeutschen Staaten, in denen es 1914 de facto eine parlamentarische Monarchie gab, bis hin zu Mecklenburg, das noch nicht einmal eine Verfassung hatte.⁴ Aber es gab auch keine einheitliche Armee, keine *Bundeswehr*, wenn man so will. Es gab stattdessen eine preußische, eine bayerische, eine sächsische und eine württembergische Armee mit jeweils eigenen Traditionen. Gewiss unterstanden diese im Krieg alle der Obersten Heeresleitung und kämpften an der Front Seite an Seite. Obwohl die Truppen in den Kriegsjahren eine gewaltige Personalfluktuaton erlebten, bewahrten sie zumindest im Kern ihre landsmannschaftliche Geschlossenheit.⁵ Dies galt im Übrigen nicht nur für die drei Armeen der kleineren deutschen Königreiche. Die anderen Staaten stellten ihre Truppen zwar im Rahmen der preußischen Armee auf, wahrten aber durchaus ein gewisses Maß an regionaler Geschlossenheit und eigenem Brauchtum. Selbst ein Zwergstaat wie das Fürstentum Lippe, das gerade einmal 150.000 Einwohner zählte, stellte ein eigenes Bataillon. Nur die koloniale Schutztruppe und die kaiserliche Marine waren Verbände des Reiches, in denen die Männer aus allen Ecken Deutschlands zusammengewürfelt wurden. Auch die Streitkräfte der anderen Großmächte versuchten den landsmannschaftlichen Charakter ihrer Einheiten zu wahren. In Frankreich gelang dies aber nur in den ersten Jahren, dann verwischte die Zusammensetzung der Armee immer mehr, wie Elise Julien in ihrem Beitrag betont.

Zudem darf die Rolle der ethnischen Minderheiten nicht vergessen werden. Dies trifft in erster Linie natürlich auf Österreich-Ungarn und Russland zu. Aber auch für rund acht Prozent der Einwohner des Deutschen Reiches war Deutsch nicht die Muttersprache. Die größte Minderheit waren die drei Millionen Polen, 211.000 Menschen sprachen Französisch, 142.000 Masurisch, 141.000 Dänisch, 106.000 Litauisch. Im Ruhrgebiet war fast ein Drittel der dort lebenden Bergarbeiterschaft polnischsprachig. Es gab im Deutschen Reich also sehr explizite regi-

3 Aus der Vielzahl der Publikationen über Deutschland sei hier nur stellvertretend genannt: Maren Ballerstedt (Hg.), *Magdeburg im Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918: eine Großstadt an der Heimatfront*, Halle (Saale) 2014; Michael Hermann / Paul Wessels (Hgg.), *Ostfriesland im Ersten Weltkrieg*, Aurich 2014; Tayfun Belgin / Ralf Blank / Birgit Schulte (Hgg.), *Wettenbrand. Hagen 1914*, Essen 2014; Christian Steinhagen, *Münster 1914–1918. Eine Stadt im Krieg*, Münster 2014; Antje Strahl, *Das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin im Ersten Weltkrieg: von der Friedens- zur Kriegswirtschaft*, Köln [u. a.] 2015.

4 Vgl. hierzu die luzide Analyse des Deutschen Reiches von Frank-Lothar Kroll, *Geburt der Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur vor dem Ersten Weltkrieg*, Berlin 2013.

5 Vgl. Christian Stachelbeck, *Militärische Effektivität im Ersten Weltkrieg. Die 11. Bayerische Infanteriedivision 1915 bis 1918*, Paderborn 2010, 35. Zur landsmannschaftlichen Zusammensetzung z. B. der 1. Bayerischen Reserve-Division und dem begrenzten politischen Horizont der Mannschaften vgl. BayHSta / Abt. IV, AOK 6 vorl. Nr. 449, I No 3842/110geh. v. 10.5.17.

onale Identitäten und Traditionen, die sich nicht nur in der Zivilgesellschaft, sondern auch im Militär spiegelten.

Die 25 deutschen Bundesstaaten und ihre Provinzen waren in teilweise sehr unterschiedlicher Weise in den Krieg involviert. Die Erfahrungen der Bevölkerung wiesen somit erhebliche Unterschiede auf. Am offensichtlichsten war dies für Ostpreußen und Teile des Oberelsass. So wurde die Bevölkerung Mühlhausens bei den hin- und herwogenden Kämpfen im August 1914 von beiden Seiten schlecht behandelt, da die Elsässer als unzuverlässige Kantonisten galten. Französische Stellen ordneten zudem die Gefangennahme aller Deutschen in öffentlichen Ämtern und die zwangsweise Deportation von 8.000 Männern sowie von 3.000 Frauen und Kindern an. Noch stärker war Ostpreußen vom Krieg betroffen. Bis Februar 1915 waren Teile der Region von russischen Truppen besetzt. Die Ermordung von 1.491 deutschen Zivilisten und die Zerstörung oder Beschädigung von rund 100.000 Häusern weist angesichts des ländlich geprägten Ostpreußens auf einen erheblichen Umfang irregulärer Gewalt hin. Im November 1914 deportierte die zaristische Armee – die Masse der Bevölkerung war mittlerweile geflohen – 13.000 deutsche Zivilisten ins Innere Russlands. Mehr als 4.000 kamen dabei zu Tode. Angesichts des Massensterbens an den Fronten erscheint die russische Besetzung von Teilen Ostpreußens auf den ersten Blick dennoch nur wie eine Fußnote der Weltkriegsgeschichte. Alexander Watson hat unlängst aber darauf hingewiesen, dass die psychologischen Folgen der Besetzung enorm gewesen sind – und zwar nicht nur für die ostpreußische Bevölkerung selber. Schon bei der ersten russischen Besetzung im Sommer 1914 flohen 800.000 Zivilisten nach Westen, mehr als ein Drittel der ostpreußischen Bevölkerung. Im Herbst folgten nochmals mehr als 150.000. Sie verteilten sich über ganz Preußen und verbreiteten die Angst vor den Folgen einer Invasion feindlicher Truppen über weite Teile des Reiches. So verstärkten sie das bei vielen Deutschen ohnehin vorhandene Gefühl, in einer Art belagerter Festung einem Kampf auf Leben und Tod ausgeliefert zu sein.⁶

Aber auch die linksrheinischen Gebiete Deutschlands waren durch die Nähe zur Westfront stärker vom Krieg betroffen als Regionen im Inneren des Reiches, wie Michael Kißener in seinem Beitrag herausarbeitet. Truppen- und Verwundetentransporte, die allgegenwärtigen Lazarette, die Einquartierung von Gefangenen und nicht zuletzt die Luftangriffe vermittelten ein zumindest mittelbares Bild des Krieges. Aber auch jenseits der Grenzen hatte der Krieg ganz unterschiedliche Folgen für Städte, Gemeinden und Regionen. In landwirtschaftlich geprägten Gebieten veränderte sich das Wirtschaftsleben weniger als in Städten wie Hamburg, wo der Seehandel fast vollständig zum Erliegen kam. Auch Kurstädte waren vom Krieg in besonderem Maße betroffen. In Wiesbaden war die lokale Wirtschaft ganz auf das Kurgeschäft mit dem europäischen Hochadel ausgerichtet, das praktisch über Nacht zusammenbrach. Die Stadt hat sich erst nach dem Zweiten Welt-

6 Vgl. Alexander Watson, *Ring of Steel. Germany and Austria-Hungary, 1914–1918*, London 2014, 180f.

krieg von diesem Zusammenbruch erholt und eine neue Wirtschaftsstruktur aufbauen können.⁷

Die Ernährungssituation war zudem regional denkbar unterschiedlich. Natürlich gab es überall eine Mangelwirtschaft und einen strukturellen Gegensatz von Stadt und Land. Und doch sind einige Kommunen wesentlich besser durch den Krieg gekommen als andere. In Wiesbaden gab es – anders als etwa in Hagen – erst im Sommer 1917 einen merklichen Anstieg der Sterblichkeit.⁸ Zweifellos ist eine der dringendsten Aufgaben der Landes- und Regionalgeschichte, die Folgen der Blockade und der Mangelernährung in einer vergleichenden Perspektive aufzuarbeiten. Noch wissen wir über die konkreten Auswirkungen viel zu wenig.

Zudem darf der Erste Weltkrieg nicht auf die männliche Perspektive reduziert werden. Frauen erlebten einen ganz anderen Krieg als die Männer, wie Anita Ziegerhofer am Beispiel bürgerlicher und sozialdemokratischer Frauen in der Steiermark verdeutlicht. Dabei geriet zwischen 1914/18 in den einzelnen Ländern und Regionen die Stellung der Frau in der Gesellschaft in unterschiedlichem Ausmaß ins Wanken, freilich ohne zur Emanzipation der Frauen zu führen. In der von Männern dominierten Erinnerung an den Krieg spielte die weibliche Dimension daher auch lange Zeit keine Rolle.

Die Frage ist nun, wie sich auf der Grundlage regionaler Strukturen und Traditionen sowie z. T. erheblich unterschiedlicher Kriegserlebnisse auch unterschiedliche Deutungen des Krieges feststellen lassen: Am besten ist dies für die Kriegsbegeisterung im Sommer 1914 („Augusterlebnis“) untersucht. In Studien aus den 1990er Jahren wurde deutlich, dass man von *dem* Augusterlebnis *des* deutschen Volkes sicher nicht reden kann, sondern dass die Phase der Kriegsaufregung im Juli 1914 und die Phase des Auszugs der Truppen und der ersten Erfolgsmeldungen im August 1914 sehr unterschiedlich empfunden wurden. Die Begeisterungstürme waren vor allem eine Angelegenheit des Bürgertums in den größeren Städten – und dies vor allem im Juli. Die Freude über den Auszug der Truppen und die realen oder vermeintlichen deutschen Erfolge war zwar weit verbreitet, aber auch hier reagierten Menschen in den Grenzregionen oder ländlichen Gebieten zurückhaltender.⁹ Die Frage ist allerdings, wie weit diese unterschiedlichen Deutungen des Krieges trugen: Gab es auch regionale Spezifika bei den Kriegszieldiskussionen oder ganz allgemein bei der Deutung der alltäglichen Erlebnisse im Krieg? War das in Berlin anders als in München oder Breslau, in der bayerischen Pfalz anders als in Pommern oder Mittelfranken? Und wie verhielt es sich mit den zehn Millionen Soldaten an der Front? War es in der Hölle des Stellungskrieges und des nicht minder verlustreichen Kampfes an der Ostfront nicht vollkommen gleichgültig, ob man Bayer, Preuße oder Sachse war? Zählte nicht nur das „Wir gegen die“? Ebnete die Hölle des Krieges nicht alle Identitäten ein?

7 Hendrik Schmehl bereitet an der Universität Potsdam zu Wiesbaden im Ersten Weltkrieg eine Dissertation vor.

8 Hierzu demnächst Schmehl, *Wiesbaden*.

9 Vgl. Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges*, München 2014, 127–146.

Liest man die Tagebücher und Briefe von Sachsen, Preußen und Bayern und vergleicht sie mit jenen von Indern, Kanadiern, Australiern, Amerikanern oder Senegalesen, dann verblüfft das Ausmaß der Ähnlichkeiten, das Ausmaß der Überschneidungen. Wüsste man über den Schreiber nicht schon aufgrund seiner Sprache von vornherein Bescheid, es wäre manchmal schwierig, seine Nationalität, geschweige denn seine regionale Herkunft zu erkennen. Hüben wie drüben dominierten die Notizen über das alltägliche Töten und Sterben alles, dominierten die Hoffnungen auf ein Ende dieser Hölle, dominierten Gespräche über das Wetter, das Essen, den nächsten Urlaub; die Freude über eine Siegesmeldung oder einen abgeschlagenen feindlichen Angriff. Der Weihnachtsfrieden von 1914¹⁰ deutet bereits an, wie sehr sich die gegnerischen Soldaten ohne jeden Hass begegnen konnten und wie sehr in Momenten der Not „nur Mensch neben Mensch lag“, wie der Regimentsarzt Alfred Bauer 1914 in sein Tagebuch schrieb.¹¹ Man könnte also meinen, dass sich die Unterschiede zwischen den gegnerischen Soldaten aufzulösen begannen. Doch der Stellungskrieg war kein *melting pot* der *identities*. Die Männer waren nicht alle gleich, verloren nicht ihre nationale, ja noch nicht einmal ihre regionale Identität. Sie blieben Bayern, Schotten, Sikhs. Die Soldaten kamen aus sehr unterschiedlichen Gesellschaften und kehrten – so sie die Kämpfe überlebten – in diese zurück. Selbst wenn also ihre Erlebnisse sehr ähnlich waren – der Referenzrahmen, vor dem solche Erlebnisse gedeutet und zu Erfahrungen verarbeitet wurden, war nicht der gleiche. Und selbst im Dreck der Schützengräben waren die Männer zu unterscheiden: Ihr Dialekt, ihre Uniformen, ihre Orden wiesen stets auf ihre Herkunft hin. So verwundert es nicht, dass in den Briefen und Tagebüchern deutscher Soldaten die regionale Identität immer noch spürbar ist. Der sächsische Kriegsfreiwillige Georg Schleske berichtete stolz vom Frontbesuch des sächsischen Königs und schreibt in seinem Tagebuch nicht etwa von deutschen Soldaten, sondern von Schwaben, Hannoveranern und Preußen.¹² Auch der Gegner war bei ihm nicht einfach eine große anonyme Masse, sondern er hebt etwa „Senegalneger“, Kanadier und Schotten hervor, vom ihm als Hochländer bezeichnet, da er ihre Toten an der Uniform deutlich erkennen konnte.¹³ Freilich trugen nicht alle schottischen Soldaten Kilts. Von allen schottischen Einheiten betonte die 51st Highland Division ihre regionale Identität am intensivsten, wie Catriona Macdonald festhält. Im Ersten Weltkrieg ließen es sich Highland-Einheiten nicht nehmen, mit ihren Dudelsack-Spielern in die Schlacht zu ziehen. Dieser Anachronismus kostete rund 1.000 Pipern das Leben, soll sich aber mehrfach positiv auf die Moral der schottischen Soldaten ausgewirkt haben.

Ähnlich bizarre Sitten und Gebräuche gab es auf deutscher Seite zwar nicht. Thomas Weber zeigt in seinem Beitrag über das 16. Bayerische Reserveinfanterie-

10 Vgl. Malcolm Brown / Shirley Seaton, *Christmas Truce. The Western Front December 1914*, London 1999.

11 Tagebuch Dr. med. Alfred Bauer 16.9.1914 (Privatbesitz).

12 Kriegstagebuch von Georg Schleske (1896–1968), 15. Königlich Sächsisches Infanterieregiment 181, 10, 25f. (Privatbesitz).

13 Ebd., 24–29, 32.

regiment aber, dass die Soldaten neben einer bayerischen eine außerordentlich starke lokale Verwurzelung aufwiesen. In vielen Fällen scheint ein Nationalbewusstsein kaum ausgeprägt gewesen zu sein. Der Frust über den Alltag des Stellungskrieges führte dann rasch dazu, *den* Preußen die Schuld an allem Übel zuzuschreiben. Die Kriegserfahrung scheint den bayerischen Partikularismus mindestens konsolidiert zu haben und dies hatte – wenn man an die politische Rolle der BVP denkt – dann auch weitreichende politische Folgen etwa für die Reichspräsidentenwahl von 1925. In summa mag die kulturelle Eigenständigkeit der Schotten noch ausgeprägter gewesen sein als jene der Bayern. Freilich war das Verhältnis von *Scottishness* zur *Britishness* komplex und keineswegs nur auf eine möglichst große Unabhängigkeit Edinburghs ausgerichtet. Denn so sehr der Krieg die schottische Identität auf kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiet verstärkte, so wenig führte er zu einer kraftvollen politischen Unabhängigkeitsbewegung. Die National Party of Scotland, dem Vorläufer der heutigen SNP, bildete sich überhaupt erst 1928, wie Catriona Macdonald herausstreicht.

Während im Fall Bayerns oder Schottlands eigene Identitäten sicher eine besonders große Rolle spielten, wird man dies nicht von allen Landesteilen Großbritanniens oder des Deutschen Reiches in gleichem Maße sagen können. Vom Fürstentum Lippe und dem vom ihm gestellten Bataillon ist dies wohl kaum anzunehmen, ebenso von den rheinhessischen Regimentern des Großherzogtums Darmstadt. Untersuchungen über die regionalen Identitäten der kleineren deutschen Bundesstaaten oder gar innerhalb Preußens während des Ersten Weltkrieges fehlen bislang.

Zudem stellt sich die Frage, ob regionale Identitäten nicht nur die Selbstwahrnehmungen und Deutungskulturen, sondern auch das Verhalten der Soldaten beeinflussten. Haben Sachsen anders gekämpft als Preußen und die wiederum anders als Bayern? Seriöse Nachweise lassen sich dazu nicht erbringen, aber die zeitgenössischen Quellen sind voll von Schuldzuweisungen und Stereotypen. Elise Julien betont in ihrem Beitrag etwa, dass die Soldaten aus Südfrankreich im Allgemeinen und aus der Provence im Besonderen dem Vorwurf ausgesetzt waren, feige zu sein. Sie mussten schon früh als Sündenböcke für die Fehlschläge an der Front hinhalten. Ähnliche Vorwürfe gab es seit 1915 in Österreich-Ungarn gegen die Tschechen. Der Zusammenbruch tschechischer Regimenter wurde von den k.u.k. Militärbehörden immer mit der vermeintlichen „panslawistischen Verhetzung“ begründet, wie Richard Lein aufzuzeigen weiß. Freilich haben deren Soldaten nicht besser und nicht schlechter gekämpft als die anderer Nationalitäten der Donaumonarchie. Die Niederlagen tschechischer Einheiten hatten ihren Grund nicht in der Illoyalität der Soldaten, sondern lagen vielmehr an ganz handfesten militärischen Problemen wie mangelnder Kampferfahrung oder schlechter Ausrüstung, wie sie in vielen k.u.k. Regimentern zu finden waren. Die Mär von den unwilligen tschechischen Soldaten hält sich freilich bis heute, weil sie zu gut in den tschechischen wie den deutsch-österreichischen Nachkriegsdiskurs passte und weil sich niemand die Mühe machte, die Vorwürfe anhand der Archivquellen zu überprüfen.

Regionale Zuschreibungen gab es auch bei der Ausübung von irregulärer Gewalt. So schrieb der Bataillonsarzt Lorenz Treplin aus dem preußischen Infanterieregiment 78 am 5. Oktober 1914 an seine Frau, dass eine bayerische Einheit von hundert gefangenen „Turcos“ siebzig umgebracht habe und meinte dazu lakonisch: „Ganz so grob wie die Baiern sind ja nicht alle.“¹⁴ In der Tat findet man immer wieder Belege in den Quellen, dass bayerische Einheiten besonders brutal vorgegangen sind, etwa bei den Kämpfen auf der Krim im Frühjahr 1918.¹⁵ Das mit Abstand größte deutsche Kriegsverbrechen im Osten begangen freilich Einheiten der 52. Württembergischen Landwehrbrigade.¹⁶ Die Frage, ob es regional oder zumindest national spezifische Gewaltkulturen gab, ist bislang für den Ersten Weltkrieg nicht beantwortet worden. Alan Kramer vertritt die These, dass die Gräueltaten deutscher Einheiten in Belgien mit einem anti-katholischen Reflex zu erklären seien und man dafür in besonderem Maße protestantische preußische Einheiten verantwortlich machen könne.¹⁷ Einzelfälle dieser Art mag es gegeben haben, doch insgesamt scheint es weder zwischen protestantischen oder katholischen noch zwischen preußischen oder bayerischen Einheiten große Unterschiede in der Gewaltanwendung gegeben zu haben. Die deutschen Verbrechen in Belgien sind lassen sich vor allem situativ erklären.

Regionale Identitäten entfalteten ihre größte Wirkung wahrscheinlich im kulturellen Raum. Catriona Macdonald verdeutlicht in ihrem Beitrag, dass Schottland eine eigene Kriegsliteratur und später dann eine spezifischen Narrativen folgende Erinnerung hervorbrachte. Letztere ist vor allem im nationalen Rahmen untersucht worden. Doch war in der retrospektiven Auseinandersetzung mit dem Krieg die Nation überhaupt der entscheidende Referenzpunkt – oder gab es nicht auch regional spezifische Formen, in Baden anders als in Mecklenburg, in der Bretagne anders als in der Corrèze? Katharina Weigand kann für den Fall Bayern nachweisen, dass es Unterschiede in der Erinnerungskultur selbst innerhalb des Freistaates gab. So sind im rechtsrheinischen Bayern weit weniger Bezüge zum Referenzpunkt „Deutschland“ nachzuweisen als in der linksrheinischen bayerischen Pfalz. Ähnlich wie im Deutschen Reich gab es in Frankreich überwölbende nationale Erzählungen, aber eben auch große regionale Besonderheiten. Elise Julien verweist hier insbesondere auf die Bretagne, das Elsass, den Süden Frankreichs oder auch Korsika.

14 Heilwig Gudehus-Schomerus / Marie-Luise Recker / Marcus Riverein (Hgg.), *„Einmal muß doch das wirkliche Leben wieder kommen.“ Die Kriegsbriefe von Anna und Lorenz Treplin 1914*, Paderborn [u. a.] 2010, 103.

15 Vgl. Wolfram Dornik / Peter Lieb, Die militärischen Operationen, in: Wolfram Dornik [u. a.] (Hgg.), *Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdherrschaft 1917–1921*, Graz 2011, 216–221.

16 Truppen der Bolschewiki landeten am 11. Juni 1918 im Rücken der deutschen Front bei Taganrog und wurden wieder zurückgeschlagen. Dabei machte die 52. Württembergische Landwehrbrigade keine Gefangenen und hat offenbar mehrere Tausend Männer exekutiert. Ebd., 221–225.

17 Vgl. John Horne / Alan Kramer, *German Atrocities, 1914. A History of Denial*, New Haven 2001, 106. Siehe dazu auch den Beitrag von Thomas Weber in diesem Heft.

In den Vielvölkerreichen Österreich-Ungarn und Russland waren die Dinge natürlich noch um ein Vielfaches komplexer. Hier kann man oft noch nicht einmal auf lokaler Ebene einen gemeinsamen Nenner in Erlebnis und Erinnerung benennen. Jan Kusber erklärt am Beispiel Rigas, dass Deutsche, Letten, Russen, Juden, Polen und Litauer in der lettischen Hauptstadt die wechselvollen Ereignisse in Kriegs- und Nachkriegszeit ganz anders erlebten und sich hieraus denkbar unterschiedliche Narrative entwickelten. Eine regionaler *footprint* bildete sich hier allenfalls für die einzelnen Volksgruppen heraus.

Die vorliegenden acht Beiträge verweisen auf die Vielschichtigkeit regionaler Erlebnisse, Erfahrungen und Deutungen des Ersten Weltkrieges. Sie zeigen, wie komplex der Große Krieg gewesen ist und dass wir nicht umhinkommen, dem Großen im Kleinen nachzuspüren, wenn wir die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts verstehen wollen. Es handelt sich um die überarbeiteten Beiträge einer Tagung die vom 11. bis 13. Juni 2014 in einer Zusammenarbeit der London School of Economics and Political Science (LSE), der Universität Mainz, der Landeszentrale für politische Bildung und der Staatskanzlei Rheinland-Pfalz organisiert und veranstaltet wurde.

Prof. Dr. Sönke Neitzel, Potsdam